



Menschen Mein Studium, meine Lehrer

von **Horst Tietz**

Geschichte als Wissenschaft
bedroht
Geschichte als Erinnerung
(Alfred Heuß)

Im Krieg

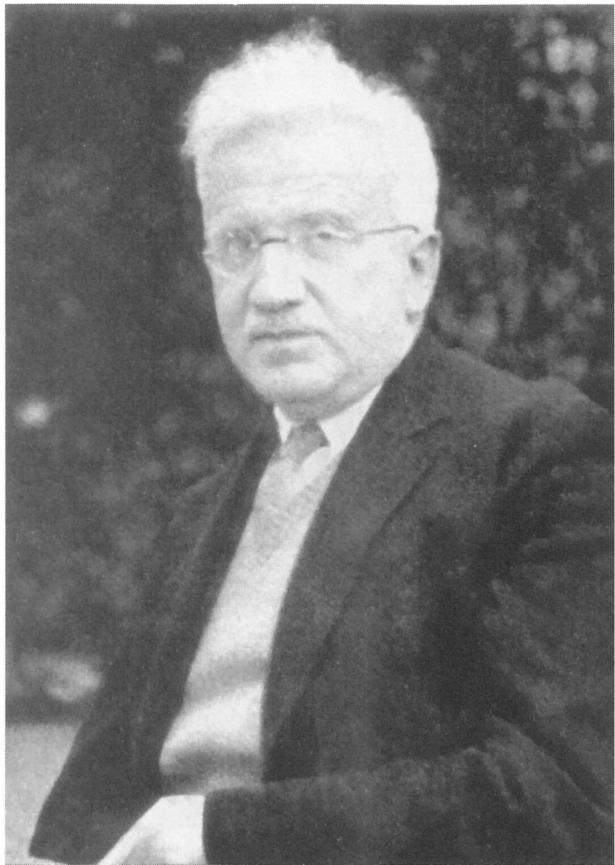
Mein Studium begann mit dem Krieg. Für die meisten Studenten war das Studium nur eine Unterbrechung des Kriegsdienstes. Mir jedoch drohte keine Einberufung: ich war nicht „wehrwürdig“.

Nur scheinbar normal verlief mein Lebensweg bis zum Abitur Ostern 1939 in Hamburg; auch zum anschließenden Halbjahr im Reichsarbeitsdienst durfte ich noch im Strom der Zeit mitschwimmen, und als bei Kriegsbeginn Abiturienten, die Medizin oder Chemie studieren wollten, zum Studium beurlaubt werden konnten, meldete ich mich zur Chemie, für die ich mich überhaupt nicht interessierte, die aber der Mathematik im Aufbau der Wissenschaften doch etwas nahe steht. Das 1. Trimester absolvierte ich in Berlin, weil Hamburg wegen des befürchteten Luftkrieges zunächst geschlossen war; 1940 konnte ich dann in Hamburg weitermachen. Bei der Immatrikulation merkte ich, daß mein „Makel“ nicht vergessen war: es waren Juden unter meinen Vorfahren; trotzdem konnte ich eingeschrieben werden, weil mein Vater Frontkämpfer im ersten Weltkrieg gewesen war. An der Universität fiel meine Sonderrolle zunächst nicht auf, jeder studierte auf Abruf, und von mir nahm man wohl dasselbe an.

Wir waren ein gutes Dutzend Studenten und Studentinnen, die im Januar 1940 das Mathematikstudium in Hamburg aufnahmen. Unsere Zentralfigur war Erich Hecke, eine der faszinierendsten Persönlichkeiten, die ich jemals erleben durfte! Viele Studenten

und einige Dozenten trugen Uniformen, die Kriegsspannung lag knisternd in der Luft, und Zivilisten demonstrierten ihr patriotisches Bewußtsein durch besonders zackiges Grüßen und Tragen von Abzeichen aller möglichen Militär- und Parteiorganisationen. In dieser martialischen Atmosphäre gab es einen Menschen, der den Hörsaal – statt, wie streng befohlen, mit zum „Deutschen Gruß“ erhobenem rechten Arm – mit einem freundlichen, stummen Kopfnicken betrat: Erich Hecke. Seine väterliche Ausstrahlung führte dazu, daß sich unsere kleine Gruppe als Fachschaft „Familie Hecke“ organisieren wollte; die Absicht, ausgerechnet mich zum „Führer“ dieser Fachschaft zu erklären, konnte ich gerade noch verhindern.

Merkwürdigerweise stand die Verehrung, die Hecke bei den Studenten genoß, bruchlos neben dem Konflikt, in den sie seine unverblümte Ablehnung des NS-Geistes, dem ja ganz Deutschland verschworen war, hätte stürzen müssen: lediglich mit verständnislosem Kopfschütteln quittierten die meisten sein Verhalten; es gab aber auch vereinzeltes beglückt-erstauntes Aufblicken, das blitzartig in verschwörerischer Gegnerschaft zum Regime verband. Gelegentlich überholten wir Studenten den alten Herrn auf dem Weg zu seiner Vorlesung, und mit einem strammen „Heil Hitler, Herr Professor!“ und emporschnellenden rechten Armen meiner Komilitonen passierten wir ihn. Mit erstaunt-nachsichtigem Blick wandte sich Hecke zu uns um, zog den Hut, verbeugte sich leicht und sagte: „Guten Morgen, meine Herrschaften!“



Erich Hecke

Als ich ihn einmal zur Hochbahn begleitete, erlebte ich, daß Hecke vor Trägern des Judensterns ehrfurchtsvoll den Hut zog: „Für mich ist der Judenstern ein Orden: der Pour-le-Semite!“, meinte er leise.

Hecke hatte als Kuriositäten Briefe aufbewahrt, die den Ungeist der NS-Zeit dokumentierten; die beiden schönsten hingen gerahmt in seinem Dienstzimmer: das eine war eine Beschwerde, die ein kreisquadrierender Schlachtermeister an den Reichskultusminister als Reaktion auf Heckes Belehrung gerichtet hatte; dieser Brief schloß mit dem lapidaren Satz: „deutsche Wissenschaftler scheinen immer noch nicht begriffen zu haben, daß dem deutschen Geist nichts unmöglich ist!“. Mit dem anderen Schreiben beantwortete der Springer-Verlag Heckes Anfrage, warum vom Courant-Hilbert der zweite, aber nicht der erste Band verkauft werden dürfte, mit spürbarem Zähnekirschen: „der 1te Band erschien 1930, der 2te 1937; 1930 war Courant deutscher Jude, 1937 aber Amerikaner!“. Heckes beklommener Kommentar: „Daß Unmenschlichkeit mit soviel Dummheit gepaart ist, stimmt doch auf gefährliche Weise fast verständlich!“

Die atemberaubendste Szene fand bei einem der ersten Fliegeralarme statt. In Heckes Vorlesung hinein

heulten plötzlich die Luftschutzsirenen, die Uniformierten unter den Hörern sprangen auf und wollten die Anwesenden veranlassen, pflichtgemäß den Luftschutzkeller aufzusuchen. Da sagte Hecke: „Tun Sie, was Sie müssen; ich bleibe hier, vielleicht landet ja einer und nimmt uns mit ...“ – Eine Denunziation wegen „Wehrkraftzersetzung“ hätte sein Leben gekostet.

Als einige Kommilitonen dahinter kamen, auf welch brüchigem Boden ich stand, gab es manche erbitterte politische Diskussion, wobei zwar menschliches Bedauern, selten aber echtes Verständnis aufklang; am schwersten traf mich die Bemerkung: „In deiner Situation mußt du wohl so denken!“. Kann man denn nicht unterscheiden zwischen einer Haltung, die sich aus dem Festhalten an Recht und Menschenwürde ergibt, und einer solchen, die lediglich Reaktion auf erfahrenes Unrecht ist!?

Kurz vor Weihnachten 1940 brach der Boden unter mir ein: ich wurde zur Universitätsverwaltung bestellt, wo mir mitgeteilt wurde, daß ein Geheimerlaß „des Führers“ der Universität befehle, Leute wie mich zu relegieren; die einzige Möglichkeit sei ein Gesuch an die „Kanzlei des Führers“. Natürlich unterzog ich mich dieser gleichermaßen erniedrigenden wie aussichtslosen Prozedur; die Ablehnung wurde mir wiederum nur mündlich mitgeteilt – ich wurde exmatrikuliert. (Unvergessen bleibt mir der Verwaltungsbeamte, der mir beide Hände drückte und mit todtraurigem Gesicht „trotz allem alles Gute!“ wünschte.) Ich war wie gelähmt und nahm draußen kaum das schrille Klingeln der beiden Straßenbahnen wahr, unter die ich fast geraten wäre.

Meine verzweifelten Eltern und ich klammerten uns an die Hoffnung, daß vielleicht Hecke raten könne. Ich hatte in seiner Privatwohnung ein Gespräch mit ihm, das mir in seiner Offenheit und Herzlichkeit als eines der kostbarsten Erlebnisse unvergessen geblieben ist. Konkret wurde verabredet, daß ich bei ihm schwarz hören solle, ebenso selbstverständlich bei den Dozenten Zassenhaus und wohl auch bei dem Theoretischen Physiker Lenz, mit dem Hecke aber selbst reden solle, weil er „nicht sehr mutig“ sei. Ferner wollte Hecke mit von der Waerden in Leipzig Kontakt aufnehmen; dieser leite ein Mathematiker-Team, dessen Arbeit als kriegswichtig anerkannt sei, und in dem schon mehrmals gefährdete Mathematiker untergekommen und geschützt worden seien. Ich gestand Hecke, daß ich mich nicht zu Zassenhaus traue, weil er ein NS-Abzeichen trüge. Hecke beruhigte mich: „Das ist unser Vertrauensmann; er spielt nur den Nazi — das aber gekonnt!“. Und so war es auch: das erste Gespräch mit Hans Zassenhaus wurde der Beginn einer Freundschaft, die mich für mein ganzes Leben dankbar gemacht hat. Eine kleine Episode sei noch

erwähnt: als ich Hecke berichtete, daß Lenz in seiner Vorlesung die verblüfften Hörer zu einem „drei-fachen Sieg Heil auf unseren Führer und seine herrlichen Truppen“ hatte aufstehen lassen, brach er in schallendes Lachen aus: „Herr Lenz ist für morgen zur Gestapo vorgeladen!“

In dieser Vorweihnachtszeit 1940 freundete ich mich mit dem Chemiestudenten Hans Leipelt an; bei ihm lernte ich Gerd-Günther Grau kennen, mit dem mich seitdem eine brüderliche Freundschaft verbindet. Grau studierte ebenfalls Chemie, wurde aber Philosoph und vertrat lange Zeit die Philosophie in Hannover. Hans Leipelt wurde als Mitglied der „Weißen Rose“ noch 1945 in Stadelheim enthaftet.

Nun war ich also Schwarzhörer; zwar wollte mich auch van der Waerden in Leipzig nehmen; aber ich konnte diese hilfreiche Hand nicht ergreifen, weil mein Vater den Judenstern hätte tragen müssen, wenn ich den Haushalt meiner Eltern verlassen hätte. Die Zeit meines Schwarzhörens dauerte etwa eineinhalb Jahre. Die Vorlesungen von Hecke und Zassenhaus waren für mich teilweise Wiederholungen; daher bemerkten die Anfänger bald meinen fortgeschrittenen Kenntnisstand und bat mich, ihnen mit einem Repetitorium zu helfen. Das war nicht unproblematisch; denn gegenüber dem Seminar befand sich eine Gestapo-Stelle, vor der ich meine illegale Existenz verbergen mußte. An den Tagen, an denen im Seminar eine Veranstaltung stattfand, war ich morgens vor Dienstbeginn der Gestapo im Seminar und konnte erst Abends nach Beginn der Verdunkelung – es gehörte zur Luftabwehr, daß kein Lichtschimmer zu sehen sein durfte – auf die Straße gehen. Im Seminar war ich anscheinend ungefährdet: zwar begegnete ich dort gelegentlich Herrn Blaschke und Herrn Witt, aber sie beachteten mich kaum; das war mir recht; denn es war stets ein Risiko, mit einem Fremden Kontakt zu bekommen, weil es für ihn eine Zumutung hätte bedeuten können, durch mich ungewollt einem Konflikt ausgesetzt zu werden.

In diese Zeit fällt der Beginn einer weiteren Freundschaft, die ich Hecke verdanke: Werner Scheid, ein junger Dozent der Neurologie, wollte den physikalischen Hintergrund seiner Wissenschaft und ihrer Methoden besser verstehen; er fragte Hecke, wie er zuvor die notwendigen mathematischen Kenntnisse erwerben könne; Hecke brachte uns zusammen, und nie werde ich die herzliche Geborgenheit vergessen, die ich im Hause Scheid genießen durfte. Ich vermute, daß Hecke auch dahinterstand, als eine in Hamburg sehr namhafte private Abendschule mich aufforderte, bei ihr als Lehrkraft zu arbeiten; so sehr ich mich auch über dieses Angebot freute, mußte ich mir doch eine solche Exponierung versagen. Dagegen sagte ich trotz großer Bedenken zu, als die Fachschaft Chemie



Hans Zassenhaus

mich bat, für Chemie-Studenten einen mathematischen Einführungskurs abzuhalten.

Unter Zassenhaus's Hörern war 1941 auch Klaus Junge, Deutschlands große Schachhoffnung; es traf Zassenhaus schwer, als seine Bitte um eine Schachpartie abgelehnt wurde: „Dafür ist mir meine Zeit zu schade!“ Zassenhaus, der immer für seine Mitmenschen da war und der gar keine Ader für Starallüren hatte, suchte als Grund für diesen Korb die Schuld sogar bei sich selbst: „Meine Bitte war wohl wirklich unbescheiden; seine Zeit ist doch zu kostbar“. Sie war kostbar – in einem anderen Sinne: Klaus Junge war wenige Wochen danach gefallen.

Eines Nachts im Sommersemester 1942 schrillte bei uns das Telefon. Ich atmete auf, als ich die vertraute Stimme von Herrn Zassenhaus hörte; jedoch war der Anlaß seines Anrufes nicht beruhigend: es stünde eine Denunziation wegen meines illegalen Auftretens bevor; er hoffe aber, daß er „diese Leute“ noch von ihrem Vorhaben abbringen könne, wenn er ihnen verspräche, daß ich mich nicht mehr in der Universität sehen lassen würde!

Nach einem Tag qualvollen Wartens rief er wieder an: er habe die Gefahr abwenden können, und lachend fügte er hinzu, Herr Hecke habe sofort, als er ihm erzählte, daß ich nicht mehr in seine „Zahlentheorie“ kommen könne, mitten im Semester diese Vorlesung beendet und den Hörern das Kolleggeld zurückbezahlt! Herr Zassenhaus selbst bot mir an, bei dem



Kurt Reidemeister

mir jetzt allein verbleibenden Literaturstudium zu helfen und lud mich zu einem allwöchentlichen Arbeitsnachmittag bei sich ein. Diese Nachmittage – wir hatten u. a. beide Bände von van der Waerdens „Moderner Algebra“ durchgearbeitet, und 3 Hefte voll Übungen habe ich bis heute gerettet – waren Lichtblicke in dem immer hoffnungsloser werdenden Alltag. Sie endeten im Juli 1943, als der zweite verheerende Bombenhagel auf Hamburg auch meine Eltern und mich obdachlos machte.

Von Marburg aus, wohin wir flohen, meldete ich mich schriftlich bei Hecke, und umgehend antwortete er, ich solle mich Herrn Reidemeister vorstellen: dieser habe bei ihm in Hamburg promoviert und würde mir helfen; der Ästhet Reidemeister war übrigens bereits 1933 von Königsberg nach Marburg strafversetzt worden, weil er in seinen Vorlesungen gegen das ordinäre Gebaren der SA gewettert hatte.

Aber auch diese hilfreiche Hand konnte ich nicht mehr ergreifen: kurz nach meinem Besuch bei Reidemeister griff die Gestapo am Heiligen Abend 1943 zu und verhaftete meine Eltern und mich. Vor dem

Abtransport ins KZ mußte ich auf dem Güterbahnhof Kohlen aus vereisten Waggons heraushacken: Auf dem Rückmarsch ins Gefängnis sah ich einmal Reide-meister, und mich durchzuckte die verzweifelte Hoffnung, daß er mich trotz meiner Häftlingsmontur erkennen würde und Hecke davon berichten könnte, bevor ich im Inferno versank – er sah mich nicht.

Nach dem Krieg

Meine Eltern hatten die KZ-Zeit nicht überlebt; ich wurde am 12. April 1945 von den Amerikanern aus Buchenwald befreit. Zunächst schlug ich mich nach Marburg durch, dann aber nach Hamburg, weil hier die Universität bereits den Betrieb am 6. November 1945 wieder aufnahm.¹ Erich Hecke – obgleich sterbenskrank – las „Lineare Differentialgleichungen“; In einer Spezialvorlesung stellte er Untersuchungen über Modulformen vor.

Zassenhaus las „Raumgruppen“, Weissinger „Integralgleichungen“, Noack ließ Kolmogoroffs „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ in seinem Seminar referieren, und Maak trug für Lehramtskandidaten das Buch „Zahlen und Figuren“ von Rademacher-Töplitz vor.

Zassenhaus war immer in geistiger Hochspannung: Auf dem Weg vom Dammtor-Bahnhof zum Mathematischen Seminar ging er meistens zwischen der Baumreihe und dem Kantstein, mit schlenkender Aktentasche und auf dem Zipfel eines Taschentuches kauend; hier lief er nicht Gefahr, mit anderen Passanten zu kollidieren und aus seinen Gedanken gerissen zu werden. In seiner Vorlesung sprühte er vor Temperament, als versuchte er, seine Hochspannung auf die Hörer zu übertragen. Ein beachtliches Tempo war das Ergebnis: die beiden Bände von Schreier-Sperner hatte er in eineinhalb Trimestern geschafft und schlug mit der Begründung „das kann ich selbst noch nicht“ vor, in der verbleibenden Zeit „Darstellende Geometrie“ zu treiben; wir besorgten uns das Buch von Ulrich Graf, holten verstaubte Zeichenbretter aus dem Seminarkeller und legten mit Schwung und Vergnügen los. Die letzte Aufgabe bestand darin, einen Würfel in allgemeiner Lage in Zentralprojektion zu zeichnen; als Zassenhaus auf seinem Inspektionsgang durch die Reihen der zeichnenden Studenten bei mir stehen blieb, fragte ich: „Herr Doktor, ist das allgemein genug?“ und erhielt von ihm die tröstliche Antwort: „Ist ja großartig – ist ja kaum noch zu erkennen!“

Mit der Anschauung schien er überhaupt in fröhlichem Clinch zu liegen: einmal versuchte er, uns anschaulich klar zu machen, daß die gelochte 2-Sphäre einer Kreisscheibe homöomorph sei; als ich seine

¹ Aus dieser Zeit berichtete Horst Tietz in den *DMV-Mitteilungen* 3–1996 ausführlicher.

komplizierten Argumente mit dem Hinweis unterbrach, man brauche das Loch doch bloß auseinander zu ziehen, stockte er eine Weile und entgegnete schließlich: „Dann muß das Loch aber groß genug sein!“ Mir scheint, daß von diesem Ringen mit der Anschauung ein ständiger Impuls für sein Denken ausging; das gewaltige Spektrum der von ihm bearbeiteten Probleme kann man vielleicht aus diesem Ringen heraus verstehen – sowohl direkt als auch indirekt als Schärfung der Methoden, die er hierfür geschaffen hatte.

Herr Zassenhaus und ich trafen uns kurz nach dem Kriege auf einem Postamt wieder. Er war geschäftsführender Direktor des Mathematischen Seminars. Ich konnte ihm Band 63 der *Mathematischen Annalen*, den ich vor der Ausbombung wegen der Dissertation von Erhard Schmidt aus der Seminarbibliothek entliehen, und der mich durchs Inferno begleitet hatte, zurückgeben. Zur „Feier“ dieses Ereignisses schenkte Zassenhaus mir eine große Baumscheibe als Brennholz und lieh mir eine Handkarre für den Transport; die Räder gehörten zu dem kostbaren Familienfahrrad, und zu meinem Entsetzen knickte ein Rad unter der Last des Holzes um. In diesem letzten gemeinsamen Halbjahr erlebte ich ihn unbeschwerter als zur Nazi-Zeit. Ich erfuhr, daß er gemeinsam mit Gleichgesinnten Verfolgte vor dem Zugriff der Nazis verborgen hatte, und er machte mir Vorwürfe, daß ich mich für meine Familie nicht rechtzeitig an ihn gewandt hätte. Das war keine leere Behauptung; ich verweise auf das Buch seiner Schwester Hiltgunt Zassenhaus: „Ein Baum blüht im November“.

Weil Hecke nicht mehr lesen konnte, er starb Anfang August 1947 bei Harald Bohr in Kopenhagen, und weil Zassenhaus auswandern wollte, ging ich zum Sommersemester 1946 nach Marburg, zumal das Leben hier leichter war als in der Hamburger Trümmerwüste.

Marburg war von kriegerischen Zerstörungen weitgehend verschont geblieben und übte daher starke Anziehung aus auf die Ströme der Heimkehrer, Flüchtlinge und Heimatlosen, die das ganze Land durchzogen. Entsprechend bunt zusammengewürfelt war die Studentenschaft, die erwartungsvoll die Hörsäle füllte: Gegen die Marburger, die noch den Hintergrund einer Familie hatten und gerade von der Schule kamen, stachen diejenigen ab, denen man ihren erbärmlichen Zustand ansah. In der Mathematik jedoch verband alle die Begeisterung, die von einem Dozenten, der an Armut von kaum einem Studenten überboten wurde, ausging: Herbert Grötzsch!

Auch er war als Heimkehrer unterwegs gewesen: er hatte versucht, an seine Universität Gießen, an der er bis zu seinem Hinauswurf 1935 – er hatte sich geweigert, an einem NS-Dozentenlager teilzunehmen – ge-

lehrt hatte, zurückzukehren: Die Universität war aber von der US-Militärregierung geschlossen worden; es lag nahe, daß er im benachbarten Marburg Fuß zu fassen suchte. Man nahm ihn gerne in den Lehrkörper auf, der arg reduziert war: besetzt war nur ein Ordinariat und eine außerplanmäßige Professur, vakant waren ein weiteres Ordinariat, eine Dozentur und die Stelle einer Wissenschaftlichen Hilfskraft, während die Assistentenstelle gesperrt war, weil der bisherige Inhaber, Herr Bachmann, auf seinem Ordinariat in Kiel nicht ernannt werden konnte, solange er auf seine Entnazifizierung in Marburg warten mußte.

Der 44-jährige Grötzsch mußte mit der Hilfskraftstelle vorlieb nehmen; erst 1947 wurde er zum Außerplanmäßigen Professor ernannt – seine Stelle und seine Bezüge änderten sich nicht. Bemühungen mit dem Ziel, diesen peinlichen Zustand zu korrigieren, wurden in der Fakultät zwar versucht; man hielt jedoch Grötzsch's schäbige Kleidung für „unpassend“ (bei 198 RM im Monat...). So sagte es mir der damalige Rektor Ebbinghaus.

Grötzsch hatte niemals diese Behandlung kritisiert, ja er schien sie nicht einmal zu registrieren. Seine Armut tat der Wirkung seiner Persönlichkeit, seiner Begeisterung in den Vorlesungen und seiner Güte im Kontakt mit seinen Studenten keinen Abbruch.

Als Forscher war Grötzsch weit bekannt: er hatte seine „Flächenstreifen-Methode“ in die „Geometrische Funktionentheorie“ eingeführt, indem er starre konforme Abbildungen als Spezialfälle von schmiegsamen quasikonformen Abbildungen ansah; dadurch gelingt es oft, konforme Abbildungen durch Extremeigenschaften zu charakterisieren; und diese Betrachtungsweise ist noch heute bei der Suche nach kennzeichnenden Eigenschaften gewisser Riemannscher Flächen und in der Theorie der „Teichmüller-Räume“ fruchtbar.

In der damals an Originalen reichen Stadt, war Grötzsch, „der Professor“, schnell eine stadtbekannte Persönlichkeit. Versuche von besser gestellten Studenten, ihm hier und da etwas zu helfen, wurden von ihm eben so herzlich wie bestimmt zurückgewiesen; nur ein Paar Schuhe aus einem US-Paket konnte ihm bei einer Tombola untergemogelt werden: sichtlich erschüttert ging er kopfschüttelnd nach Hause, trug die Schuhe dann aber gerne an Stelle der bisherigen Holzschuhe.

Grötzsch wohnte am Galgenweg in einer winzigen Dachstube; der Weg war so steil, daß er bei Glätte auf Socken hinunterrutschen mußte. Mitten auf dem von US-Fahrzeugen stark befahrenen Rudolfsplatz blieb er einmal, auf seinem Bleistiftstummel kauend, tief



Herbert Grötzsch

in Gedanken stehen, bis ein freundlicher Schutzmam
ihn am Arm nahm und auf den sicheren Bürger-
steig führte. Sicherlich war nicht nur die Mathematik,
sondern auch seine Unterernährung Ursache dieses
Abschaltens: von seinen kargen Lebensmittelmarken
schickte er einen Teil an seine Eltern in Crimmit-
schau und versuchte, sich mit Fischpaste und anderen
„markenfreien“ Artikeln die fehlenden „Vitamine“
zu verschaffen.

Ohne Grötzsch wäre der mathematische Lehrbetrieb zusammengebrochen: er war unermüdlich tätig und jederzeit ansprechbar. In der lautstark in sächsischem Idiom geführten, temperamentvollen Diskussion war er mißreißend, wozu seine vor Übermut und geistiger Freude blitzenden, von scharfen Brillengläsern verstärkten Augen das ihre taten. Sein stereotypes „Notabene Rücksprache!“ war wie eine Fanfare, mit der er Studenten zum Gespräch zitierte. Es war alles wichtig! Mathematische Fehler wurden solange besprochen, bis interessante Trugschlüsse zu Tage traten: Lösungswege wurden ausführlich diskutiert. Wenn in den Übungsstunden allzu umständlich argumentiert wurde, rief er: „Meine Damen und Herren! Sie denken alle viel zu viel!“ – war aber der Weg, den ein Student eingeschlagen hatte, dem seinen überlegen, so brach es aus ihm heraus: „Sie haben mich zur Strecke

gebracht!“ – Er dachte immer geometrisch: beim Dis-
kutieren oder in Vorlesungen waren seine Hände stets
in Bewegung, als wollte er durch eine virtuelle oder
reale Zeichnung seine Gedanken klarmachen. – In der
Vorlesung über „Konforme Abbildung“, in der plötz-
lich die Beleuchtung ausfiel, appellierte er an die Ab-
straktionsfähigkeit der Hörer und redete im Dunkeln
weiter; trotzdem hörte man nach einigen Minuten das
Geräusch der Kreide an der Wandtafel.

Einmal habe ich Grötzsch wütend erlebt: in der Bi-
bliothek des Instituts machten einige Studenten Jagd
auf Insekten. In großer Erregung schloß er ein Fenster
mit den Worten: „Die arme Kreatur weiß doch nicht,
was für Fallen wir ihr stellen!“

Sein Dienstzimmer lag im Dach des Landgrafenhaus-
ses. Unter seinem Fenster verlief eine Regenrinne,
in ihr hatte sich im Laufe der Jahre Erde angesam-
melt und darin wuchs eine kleine Birke, die von wei-
tem sichtbar war. Sie war seine Freude und er begoß
sie täglich zweimal, wobei er mit einer Konservendo-
se zum nächsten Wasserhahn, der zwei Stockwerke
tiefer lag, laufen mußte. Als er einmal abwesend war,
bekam ich den ehrenvollen Auftrag, das Bäumchen
zu begießen: „Aber seien Sie vorsichtig, daß Sie die
Passanten nicht bekleckern!“ Bei einer Dachrevision
wurde die Regenrinne gereinigt, und das Bäumchen
verschwand. Sein Kommentar: „Man sorgt in Mar-
burg dafür, daß hier die Bäume nicht in den Himmel
wachsen...“

Grötzsch folgte im April 1948 dem Ruf an die Uni-
versität Halle und ließ eine fassungslose Fakultät –
aber viele dankbare Studenten! – zurück: sie hatten
von ihm nicht nur beste Mathematik gelernt, er hatte
ihnen vorgelebt, daß man in der Not die Hoffnung in
sich selbst finden kann.

Als er sich verabschiedete, verbat er sich Briefe ma-
thematischen Inhalts: „Die Zensoren müssen Mathe-
matik doch als Geheimsprache auffassen, und das ist
in einer Diktatur lebensgefährlich“; er verwies dabei
auf das Schicksal von Fritz Noether, der in Russland
als Spion hingerichtet worden sei, weil er von einem
Schuldner aus Deutschland Geld überwiesen bekom-
men hatte. Grötzsch starb 1993 mit 91 Jahren in Hal-
le.

Politische Differenzen spielten in Marburg eine grö-
ßere Rolle als in Hamburg. Dort stand das Überleben
im Vordergrund. Aber Marburg war im wesentlichen
heil, und das bürgerliche Leben äußerlich ziemlich in-
takt.

Die politischen Diskussionen unter uns Studenten wa-
ren oft heftig. Bei meinem letzten Besuch in Halle
erinnerte mich Grötzsch an eine solche Auseinander-
setzung, bei der es ihm kalt den Rücken herunter ge-
laufen sei: als ein Kommilitone mir gegenüber seine

Begeisterung für den NS-Staat mit den Worten verteidigte: „Schließlich war ich ja nicht im KZ“, hätte ich nur mit „warum nicht?“ gekontert!

Über Grötzsch habe ich ausführlich berichtet, weil sein Menschentum den brüchigen Hintergrund der damaligen Zeit, der heute so schwer nachempfunden werden kann, wohl am ehesten zu erhellen vermag. Die beiden anderen Herren, der Ordinarius Kurt Reidemeister und der Extraordinarius Maximilian Krafft – mein späterer Doktorvater – waren Persönlichkeiten anderer Art:

Reidemeister kümmerte sich im Fahrwasser seines Freundes, des Rektors Ebbinghaus, der die Universität entnazifizieren wollte, mehr um Politik als um Mathematik. Als der Philosoph Ebbinghaus sich mit dem Germanisten Mitzka auf offener Straße Ohrfeigen bot, kam es zum Beleidigungsprozeß, bei dem Reidemeister als Zeuge auftrat; empört mußte er erleben, daß das Gericht auf seine Vereidigung verzichtete. Bei Reidemeister wohnte eine Nichte, die in Marburg das Abitur machen sollte. Diese junge Dame besuchte mich eines Tages mit einer Ellipsenaufgabe, die ihr Onkel nicht schaffte; der hatte sie entnervt zu mir geschickt: „Geh doch zum Tietz, der hat so'n Sinn fürs Triviale!“

Einer meiner ersten Wege nach meiner Rückkehr aus Buchenwald galt, lange bevor an die Öffnung der Universität gedacht wurde, dem Mathematischen Seminar, das ich endlich legal betreten wollte. Von meinem schon erwähnten Freund Grau, der mich führte, wurde ich einem älteren Herren vorgestellt, der mir ziemlich bekannt vorkam. Ich fragte meinen Freund nachher: „Wer ist denn das; den kenne ich doch?“ „Na klar! Berliner Illustrierte!: ‘Vater und Sohn!‘“ Tatsächlich soll der Karikaturist E. O. Plauen, den die Nazis später in den Tod trieben, eine Nachbarstochter von Professor Krafft geheiratet und in Ruhe das Original beobachtet und skizziert haben. Krafft war ein Querkopf, der immer „dagegen“ war: mit den Nazis war er nicht zurecht gekommen – er soll in Bonn die Hausdorff-Nachfolge nicht erhalten haben, weil er am Wochenende keinen politischen Dienst tun wollte – und nach dem Kriege ließ er mir gegenüber kaum eine Gelegenheit zu kritischen Äußerungen über Juden aus. Mir imponierte dieser kauzige Nonkonformismus mehr als er mich kränkte. Ich hielt zu ihm, wenn er mal wieder irgendwo angeeckt war. Nur in meinem Rigorosum 1950 konnte ich mich nicht halten: Krafft stellte in Versicherungsmathematik ärgerliche Fragen; die letzte lautete: „Wie schützen sich Versicherungen gegen zu ungünstige Versicherungsverträge?“ Meine Antwort: „Durch ärztliche Vorauslese; das hat aber nur Sinn bei der Lebensversicherung; da nimmt man die Kranken nicht auf, damit man nicht zu früh bezahlen muß“, genügte ihm nicht: „Das hat auch



Maximilian Krafft

Sinn bei der Rentenversicherung: da nimmt man die Gesunden nicht auf, damit man nicht zu lange zu bezahlen braucht!“ Da platzte ich vor versammelter Fakultät: „Das mag eine arische Methode sein, Herr Professor, die kenne ich nicht!“ Unser Verhältnis war aber stabil, und es war mir doch sehr peinlich, als ich, inzwischen Ordinarius, ihn, den apl-Professor, dem ich so viel zu danken habe, an seinem 80ten Geburtstag besuchte.

Kraffts Vorlesungsstil war skurril: räuspernd und vergnügt knurrend kehrte er seinen Hörern den Rücken zu, begann mit der linken Hand an die Tafel zu schreiben und schrieb mit der rechten weiter, ohne daß sich das Schriftbild im geringsten änderte; er schrieb auch, wenn man ihm am Schreibtisch gegenüber saß, über Kopf, und sogar Spiegelschrift schrieb er ebenso zügig wie Klarschrift. Er steckte voller Rechentricks, die er oft selbst erfand, und belebte seine Vorlesungen und Seminare ungemein durch seine menschliche und mathematische Originalität. Unermüdlich arbeitete er damals an der Übersetzung und Neubearbeitung von Tricomis „Elliptischen Funktionen“, das war das analytische Gegenstück zu dem älteren Werk, das er gemeinsam mit Robert König verfaßt hatte.

Nach der Währungsreform vergab man das freie Ordinariat vertretungsweise an den additiven Zahlen-theoretiker Hans-Heinrich Ostmann, der von 1948 bis 1950 in Marburg gewirkt hat und dann an die FU-Berlin ging. Ostmann hatte sich am Kriegsende in Oberwolfach eingestellt und verdiente seinen Lebensunterhalt mit den Gebühren, die er von Kreisquadrerern, Winkeldreiteilern etc. für Gutachten einkassierte. Dieses Geschäft setzte er in Marburg fort und wurde dabei Opfer des „Grä-La-Ma“! Dieses Grä-La-Ma war eine pensionierte Oberstudienrätin, die in der Zeitung Nachhilfeunterricht in den Fächern Griechisch, Latein, Mathematik – abgekürzt eben Grä-La-Ma – anbot; dieses stadtbekannte Original pflegte mit einer Blindenarmbinde versehen durch die Stadt zu radeln, erschien in allen möglichen Vorträgen und auch einmal im Landgrafenhaus, wo sie vor dem verdutzten Ostmann eine 10 Meter lange Papierrolle mit gekonntem Schwung auf dem Flur entrollte und verkündete, dies sei die Primzahlformel. Ostmann entfloß, ohne hierfür eine Gebühr erhalten zu haben.

Nach Ostmanns Fortgang wurde Arnold Schmidt auf das vakante Ordinariat berufen; er brachte Kurt Schütte als Assistenten mit. Schmidts erste Amtshandlung war der Druck persönlichen Briefpapiers mit dem Briefkopf „Der geschäftsführende Direktor“. Das nutzte Reidemeister zu einer bissigen Attacke aus. Die Zeitung „Der Oberhessische“ berichtete samstags ihren Lesern über jeweils ein Universitätsinstitut. Als die Mathematik dran war, versammelten wir uns in Reidemeisters Zimmer, er stellte dem Redakteur die Anwesenden vor und antwortete auf dessen Frage, wie er seinen Lesern die Unterschiede in den Tätigkeiten der beiden Ordinarien beschreiben könne: „Ganz einfach! Ich mache Mathematik, und Herr Schmidt führt die Geschäfte!“

Episode in der Physik

Ich habe vorgegriffen: diese Ereignisse liegen schon kurz vor meinem Fortgang 1951 von Marburg nach Braunschweig; aber mein Staatsexamen 1947 mit seinen Folgen verdient noch einige Bemerkungen. Man konnte nicht mehr promovieren, ohne zuvor ein Abschlußexamen bestanden zu haben. (Es soll vorher passiert sein, daß einem Staatsexamenskandidaten verkündet wurde: „Herr Doktor, Sie sind durchgefallen“). – Man brauchte drei Fächer, ich hatte Mathematik, Physik und Chemie gewählt.

Die Chemiker profitieren nicht selten von meiner Mathematik, und in mancher ihrer Arbeiten wurde mir für „wertvolle Beratung“ gedankt. Ich fristete, wie sie sagten, in der Chemie „ein dürftiges Fußnotendasein“, bis ich ihr Prinzip übernahm: „Man muß nicht nur



Erich Hückel und Horst Tietz

Eier legen, man muß auch gackern!“, und nun meinerseits meine ersten Arbeiten einreichte.

Das Chemiepraktikum war eine Katastrophe: der Schlussakkord bestand darin, daß ich den Bunsenbrenner am Wasserhahn anschloß. Da war es wie eine Himmelsbotschaft, daß ich am selben Tag erfuhr, gerade eben sei Angewandte Mathematik als eigenständiges Prüfungsfach zugelassen worden. Obgleich ich davon keine Ahnung hatte, meldete ich mich sofort zum Examen!

Philosophie prüfte ein besonders bei Kollegenfrauen gefürchtetes enfant terrible: Klaus Reich – er definierte: „Mensuren sind doch eigentlich die teutonische Form der Beschneidung“. Die beiden Mathematiken prüfte Krafft mit Grötzscher als Beisitzer, die Physik der Theoretiker Erich Hückel, und als Beisitzer absolvierte der frisch berufene junge Ordinarius für Experimentalphysik Wilhelm Walcher eine seiner ersten Amtshandlungen.

Gleich nach meinem Staatsexamen hatte mir Hückel, der als Leiter der Abteilung für Theoretische Physik Extraordinarius war und bisher über kein eigenes Personal verfügte, die Hilfsassistentenstelle übertragen, die Walcher für ihn erkämpft hatte. Walchers Elan brachte nicht nur die Physik in Schwung: gelegentlich fuhr er nach Wiesbaden, um Mittel auszuhandeln, und bei der Rückkehr standen Kollegen auf dem Bahnsteig, hoffend, daß er ihnen auch etwas „mitgebracht“ habe. Als Walcher Dekan war, diskutierte er einmal mit den Herren Krafft und Reich vor der Universität; ich ging mit Ostmann vorbei und parodierte laut den Titel eines damals berühmten Romans von Graham Greene: „Der Reich, der Krafft und die Herrlichkeit!“



Heinrich Behnke

Unvergessen bleiben die großartigen Faschingsfeste im Physikalischen Institut. Beim ersten Fest 1949 fand ich Hückel in einer Weinlaube; als er selig fragte: „Tietz, wo sind wir hier?“, konnte ich ihn aufklären: „In Ihrem eigenen Dienstzimmer, Herr Professor!“ Dieser Abend zeigte mir aber, wie wenig ernst mich meine Physik-Kollegen nahmen: Bei der Mitternachtspolonaise ließ ich ein Lämpchen leuchten, das mir meine Frau in der hinteren Hosennaht eingenäht hatte; da brüllte Hans Marschall, Assistent des Kernphysikers Siegfried Flügge, hinter mir: „Da hat doch der Tietz die Optik mit der Akustik verwechselt!“. Man sprach auch vom „Tietz-Effekt“: wenn ich unten das physikalische Institut betrat, gingen oben die Sicherungen durch!

Erich Hückel ist heute allen Chemikern bekannt; das war damals nicht der Fall, obgleich die Wurzeln seiner HMO-Theorie schon 20 Jahre zurückreichten; diese gestattet, mit quantentheoretischen Methoden die Bindungsenergien organischer Produkte zu berechnen. Als Chemiker war in Deutschland bekannter sein älterer Bruder Walter. Es war im Sommer 1947, als ich in Hückels Dienstzimmer saß und auf dem Flur des mittagschlafenden Institutes suchende Schritte,

Klopfen und Rütteln an verschlossenen Türen vernahm; schließlich wurde auch bei mir angeklopft: herein kam ein amerikanischer Offizier, der sich als Physiker vorstellte und nach den Marburger Physikern frage. Sein stereotypes „I don't know him“, mit dem er meine Aufzählung begleitete, ging erst beim Namen Hückel in ein strahlendes „Ah! The famous Hückel“ über. Als ich Hückel von diesem Besuch berichtete, winkte er ab: „der meint Walter“, und war auch nicht davon abzubringen, als ich betonte, der Amerikaner habe nach Physikern gefragt.

Hückel investierte viel Arbeitskraft in seine Vorlesungen; faszinierend waren sie nicht: in seiner Nervosität verrechnete und versprach er sich oft; trotzdem waren sie beliebt: die Schwierigkeiten, die wir bei ihm bemerkten, machten uns Studenten die eigenen erträglich. Damals war das menschliche Engagement eines Dozenten noch das sicherste Medium im Lehr- und Lernprozeß, bevor die Bildungspolitik die Aufgabe des Verstehens vom Lernenden auf den Lehrenden übertrug. Phasen wissenschaftlicher Produktivität erlebte Hückel wie im Rausch: tagelang fand er keinen Schlaf und hielt sich mit Strömen von Kaffee wach; danach versank er oft in depressive Erschöpfung und schweren Migräneanfällen. Seine Frau Annemarie, Tochter des Nobelpreisträgers Richard Zsigmondy, war das genaue Gegenteil von ihm: sie platzte förmlich unter dem Druck ihrer Begabungen, und besonders ihr Geigenspiel reizte die Nervosität ihres Mannes oft bis zur Zerreißgrenze; dann saß er mit Oropax an seinem Schreibtisch, was die Verständigung ziemlich erschwerte, wenn ich neben ihm saß. Diese Stunden gemeinsamen Arbeitens an dem riesigen napoleonischen Schreibtisch mit dem Ausblick auf das Marburger Schloß gehören zu den reichsten Erinnerungen meines Lebens! Aus ihnen erwuchs eine tiefe Vertrautheit, von der Hückel in seiner Autobiographie sagt: „Tietz wurde mein treuester Helfer und bester Freund!“ Auf der Feier von Hückels 100ten Geburtstag wurde von amerikanischen Forschern betont, daß Linus Paulings Chemie-Nobelpreis eigentlich Erich Hückel gebührt hätte.

Im Rückblick auf meine physikalische Episode darf ich sagen: sie hat mir die „Soziale Aufgabe der Mathematik“ bewußt gemacht, nämlich *Mathematik Nichtmathematikern schmackhaft zu machen!*

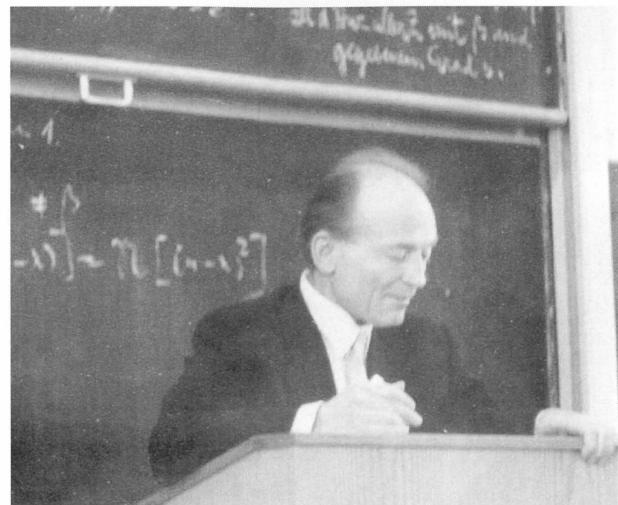
Die jüngere Vergangenheit

1993 genossen mein Freund und Kollege Wefelscheid und ich die herzliche Gastfreundschaft von Frau Lieselotte Zassenhaus in Columbus/Ohio; im Auftrag der DFG sichteten wir den umfangreichen wissenschaftlichen Nachlaß ihres Mannes und machten ihn

für den Transport ins Mathematik-Archiv der Universitätsbibliothek Göttingen zurecht. Diese letzte Begegnung mit dem großen Geist war ergreifend: In einer undatierten Dankesrede fanden wir die Feststellung, es mache ihm nichts aus, einem Studenten die Thesis aufzuschreiben, er hasse es aber, wenn er sie ihm dann noch erklären müsse! In seinen letzten Monaten ließ die Krankheit die Kräfte schwinden; trotzdem arbeitete er intensiv fast bis zuletzt – fast; in den letzten Wochen konnte er nur noch lesen: Kriminalromane und die Bibel.

Lassen sie mich noch zwei Mathematiker nennen, die hierher gehören: beide stammten aus dem Hamburger Umfeld und hatten bei Hecke promoviert: Heinrich Behnke und Hans Petersson, die ich 1956 kennenlernte, als ich in Münster eine Dozentur erhielt. Sie waren Direktoren der beiden Mathematischen Institute, und trotz – oder vielleicht wegen? – der räumlichen Nähe – die Chefzimmer lagen sich auf engem Flug gegenüber – konnte man die Atmosphäre nicht als freundlich bezeichnen; schon der Unterschied in der Körpergröße konnte Spannungen erzeugen: Behnke war eine riesenhafte Erscheinung von renaissancehaftem Auftreten – unvergessen die herrliche Szene auf seinem goldenen Habilitationsjubiläum, das 1974 in Hamburg gefeiert wurde: als Senator und Präsident ihre Laudationes absolviert hatten, wuchtete sich der Jubilar außerhalb des Programmes aufs Katheder mit den Worten: „Herr Senator, Herr Präsident! Wenn ich an meine Jugend zurückdenke, muß ich doch sagen: Ihre Vorgänger, meine Herren, das waren Männer! Die fuhren vierspännig ...!“ das Weitere ging im Jubel unter. Hans Petersson, ein drahtiger, fast zierlicher Mann, hatte Heckes Modulforschungen am intensivsten weitergeführt und 1958 gemeinsam mit dem unvergessenen Bruno Schoeneberg Heckes Werk bearbeitet und herausgegeben.

Ich möchte noch einmal auf Reidemeister zurückkommen. Er hat mich immer fasziniert; umso schmerzlicher erkannte ich die Tragik, daß es ihm anscheinend selten gelang, seinen geistigen Reichtum auf andere Menschen zu übertragen. Wie sehr er selbst hierunter litt, zeigte sich bei seinem Besuch, den er etwa 1960 seinem Studienfreund Behnke in Münster abstattete. Der krasse Unterschied zweier entgegengesetzter Temperamente mit gleichen Interessen entlud



Hans Petersson

sich fast dramatisch: man sprach über Lehrerbildung, die Behnke mit großem Erfolg betrieb; während Reidemeister über das Reflektieren hierzu nicht hinauskam; bei Reidemeister klangen selbst Freundlichkeitkeiten ironisch, Behnke fühlte sich attackiert, konterte immer erregter und ging schließlich hinaus; als ich Reidemeister ins Hotel begleitete, sagte er in höchster Erregung: „Herr Behnke meint, ich kritisiere ihn; dabei bewundere ich ihn! Wie soll man sich verständlich machen?“

Schlußwort

Ich wollte meine Begegnungen mit Persönlichkeiten schildern, die mein Leben beeinflußt haben, und zeigen, wie anders als heute unsere Welt vor einem halben Jahrhundert aussah, aber auch dankbar die Erinnerung an Menschen aufleben lassen, die nicht nur bedeutende Wissenschaftler waren, sondern Menschen.

Adresse des Autors

Prof. Dr. Horst Tietz
Institut für Mathematik
Universität Hannover
Postfach 6009
30060 Hannover

Aus dem Mitgliederverzeichnis der DMV:

Tietz, Horst, Prof.Dr., Institut für Mathematik, Universität Hannover, Postfach 6009, 30060 Hannover,
geb. 11.03.1921 in Hamburg; 1939/47 Stud. U Berlin, U Hamburg, U Marburg, 1947 L.Prüf. U Marburg, 1950 Prom.
U Marburg, 1951/56 Ass. TH Braunschweig, 1955 Hab. TH Braunschweig, 1956/62 Doz. U Münster, 1962 Prof.
TU Hannover, 1977 o.Mitgl.d.Braunschweig.Wiss.Ges.

Leserbrief

Anmerkungen zu dem Beitrag von Volker R. Remmert „Griff aus dem Elfenbeinturm: Mathematik, Macht und Nationalsozialismus“ (Mitteilungen 3–99)

Der Verfasser hat in seiner universitätsgeschichtlich interessanten Studie leider nicht überzeugend versucht, vorurteilsfrei sich in das Umfeld der Personen hineinzuversetzen und ihr Handeln aus der damaligen Zeit heraus zu erklären. Denunziantentum, Telefonüberwachung, Terror und schließlich Krieg führten zu Verhaltensweisen, die ein Historiker der heutigen friedlichen Konsumwelt kaum nachempfinden kann.

Die Ausdeutung von Dokumenten aus privaten und öffentlichen Archiven verlangt auch ein „Zwischen-Zeilen-Lesen“. Und auch dann bleibt noch eine Grauzone, weil Gedanken und Gespräche der Nachwelt nicht überliefert sind. Wegen dieses Nichtwissens muß sich der Historiker einer Wertung und Beurteilung enthalten.

Leider hat Remmert mit der Wahl des Titels und mit etlichen tendenziösen Formulierungen den Pfad wertfreier Geschichtsforschung verlassen. Das z. B. für die Karriere von Süss der „Judenfrage“ in der DMV eine besondere Rolle zukam (S. 17), ist anhand der mitgeteilten Fakten nicht nachvollziehbar, wenn man Süss’ Schreiben an die jüdischen Mitglieder der DMV (S. 18) zeitgemäß zu lesen versteht und auf Seite 21

erfährt, daß Süss sich für jüdische Personen eingesetzt hat.

Mehrmals gewinnt man den Eindruck, daß für Remmert Machtentfaltung grundsätzlich abwegig sei. Evolution, auch die Entwicklung der Universitäten, beruht auf geistiger und materieller Machtentfaltung und der Fähigkeit, Hindernisse zu beseitigen oder zu umgehen. Was ist daran auszusetzen, wenn Süss die Gründung des Mathematischen Instituts in Oberwolfach erreichen konnte? Sieht Remmert darin Kooperationsbereitschaft mit dem Nationalsozialismus?

Wenn man sich die Mühe macht, alle tendenziösen Beiworter zu streichen, erkennt man aufgrund der von Remmert zusammengetragenen Dokumente die Verdienste von Süss für die Mathematik, für die Universität Freiburg und für ihre Angehörigen in einer Zeit, in der es nur Emigration oder Verhaftung als Alternative gab.

Prof. em. Dr. Peter Abetz und Hildegard, geb. Süss
Sudetenstraße 14
79117 Freiburg



WORLD MATHEMATICAL YEAR 2000 „Die Akzeptanz der Mathematik in den Schulen erhöhen!“

von **Hans-Joachim Sander**

Am 6. Mai 1992 erklärte der Präsident der International Mathematical Union (IMU), Jacques-Louis Lions, in Rio de Janeiro im Namen der IMU das Jahr 2000 zum World Mathematical Year. Unterstützt wird die IMU dabei unter anderem von der UNESCO.

In der Deklaration von Rio werden drei wichtige Zielbereiche genannt: die großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, Mathematik als Schlüssel für Entwicklung, das Bild von Mathematik.

Unter den vielen verschiedenen Vorschlägen zur Realisierung entsprechender Aktivitäten scheinen sich auch international die Vertreter der Didaktik der Mathematik auf das dritte Ziel zu konzentrieren. So ha-